

Elternwohl und Kindespflicht

- Paradigmen der schmerzlosen Scheidung -

von Rechtsanwalt und Mediator Werner Schieferstein, Frankfurt am Main

"Es heißt nicht mitteilen, wenn man nur das mitteilt, was klar ist. Diese Auswahl ist beleidigend. Und daher kommt es, dass das, was kindgerecht ist, das Kind niemals berührt.."

Alain "Im Haus des Menschen"

I.

Woran Kinder sich (nicht) erinnern

Dass Kinder ihren Eltern zu folgen haben, ist ein Satz aus einer pädagogischen Vergangenheit, die die meisten von uns nicht mehr kennen. Von dieser aus der Mode gekommenen Folgsamkeit soll hier nicht die Rede sein. Folgen müssen Kinder ihren Eltern freilich auch heute noch: Sie folgen ihren Lebensentscheidungen, sie folgen ihren Aus- oder Umzügen - und nicht zuletzt sollen sie ihren Ideologien folgen. Wenn Eltern sich heute trennen, geben sie ihren Kindern gewöhnlich Erklärungen. Sie möchten, dass ihre Kinder die Trennung genauso sehen wie sie selbst. Für die Kinder entstehen dann Fragen, wenn sie die Trennung anders erleben als die Eltern. Mehr Fragen entstehen, wenn Eltern über die Gründe ihres Auseinandergehens unterschiedliche Meinungen äußern. Eher ein üblicher Fall, da Meinungsverschiedenheiten auch Trennungsgründe sind. Schließlich kommt es vor, dass Eltern ihren Kindern nichts oder wenig erklären, dann heißt es: Es gibt nichts zu erklären! Eine solche Nullerklärung macht es den Kindern freilich nicht leichter. Sie überlegen sich, ob es vielleicht "normal" ist, dass Eltern sich wortlos trennen. Auch darin liegt eine Erklärung.

Von Judy Wallerstein und Julia Lewis ist jetzt in den USA die neue Langzeituntersuchung über die Wirkungen der Ehescheidung auf Kinder erschienen. Sie trägt den Titel "The Unexpected Legacy of Divorce"[1] („Das unerwartete Erbe von Scheidungen“) - und lässt Grundsätzliches erwarten. Die Untersuchung umfasst einen Beobachtungszeitraum von 25 Jahren und schließt an eine frühere Untersuchung an, die bereits damals als zeitlich ausgedehnteste ihrer Art galt[2]. Die nun gestellte Frage lautet: Wie sehen Kinder aus dem Abstand des eigenen Erwachsenseins die Trennung ihrer Eltern? "Ich erinnere mich an nichts, außer dass wir zusammenlebten und dann nicht mehr. Ich kann mich nicht erinnern, dass irgendjemand mir irgendetwas erklärt hätte," fasst Karen, heute 28, das Ereignis zusammen. Sie war drei Jahre alt, als ihre Eltern sich trennten. Die Autorinnen halten diesen Erinnerungsfleck für exemplarisch. Immer wieder seien sie solchen Klagen der heute erwachsenen Scheidungskinder begegnet, lautet ihr Resümee dieser und ähnlicher Zitate[3]. Ist es also die Regel, dass Eltern ihren Kinder nichts erklären? Wenn Kinder sich nicht erinnern, heißt das natürlich nicht, dass die Eltern ihnen damals tatsächlich nichts gesagt haben. Offensichtlich aber ist bei diesen Kindern nichts haften geblieben, kein Wort, kein Zeichen, keine Botschaft, womit sie für ihr weiteres Leben etwas anfangen konnten.

Man kann darüber spekulieren, warum Eltern sich ihren Kindern so wenig nachhaltig vermitteln und sie damit im Regen stehen lassen. Der einfachste Grund ist: Sie wissen es selbst nicht genauer. Sie sagen den Kindern das, was sie selber zu wissen glauben. In den Fällen, in denen sie ihren Kindern keine Erklärung geben, sind sie vielleicht überzeugt, dass es keine richtige Erklärung für ihre Trennung gibt, jedenfalls keine, die die Kinder verstehen könnten. So wollen sie sie auf eine wortlose Art "schonen", indem sie im wesentlichen Taten sprechen, und die Kinder selbst ihre Wahrheit herausfinden lassen. Teilt man die verbreitete Überzeugung, wonach mit Trennung und Scheidung die Partnerschaft „sauber beendet“ ist, macht es natürlich wenig Sinn, über "die Vergangenheit" zu reden, selbst wenn die Kinder noch lange nicht damit fertig sind, und sie sich von den Eltern ein paar befrei-

ende Worte wünschten. Wer sich von seinem Partner trennt, möchte "nach vorne" schauen. In dieser Vorwärtsstrategie haben Fragen zur beendeten Beziehung keinen Platz. Sie dürfen den verlassenem Partner noch eine Zeitlang beschäftigen, doch wird er das müßige seines Grübelns rasch erkennen, so der häufige Rat, wenn auch er die Trennung für sich akzeptiert und ihren guten Sinn einsieht. Dass Kinder unter der Trennung ihrer Eltern leiden, ist allgemein anerkannt. Über die wirklichen Gründe aber weiß man wenig. Wenn Fachleute sagen, dass Kinder eine Trennung ihrer Eltern grundsätzlich ablehnen und stets auf eine Wiederversöhnung hoffen, dann verbietet sich eine Diskussion für die Eltern schon ihrer unumstößlichen Entscheidung wegen. Andere Gründe, die man den Kindern zubilligt, sind von Nachsicht, nicht von Einsicht geleitet: „Ihr könnt das jetzt noch nicht verstehen, wartet mal, bis ihr groß seid“, heißt es wörtlich oder umschreibend. Man nimmt ihnen das Andersdenken nicht übel, aber man lässt sich auch nicht davon anfechten. Was zählt, ist die Erwachsenenperspektive, so als sei Trennung eine Sache, für es die Reife der Erwachsenen brauche. Die Gründe der Kinder dagegen sind kindliche Gründe, nicht Kindergründe.

In einem freilich scheinen sich Kindergründe und Erwachsenengründe zu decken: Die Kinder brauchen ihre Eltern, und die Eltern brauchen ihre Kinder; Trennung und Scheidung sollen hierauf keinen Einfluss haben. Die aktuelle Langzeituntersuchung von Wallerstein und Lewis, fördert allerdings gerade in diesem Punkt Verwerfungen zutage: Eltern brauchen ihre Kinder anders als Kinder ihre Eltern. So wartet der Bericht tatsächlich mit einer kleinen Sensation auf, die vielen vielleicht als bittere Enttäuschung erscheint. Das überraschendste Ergebnis findet sich ausgerechnet in jenem Teil Reformideen, wo die Hoffnungen am größten waren (und sind), in der These vom Langzeitwohl der einvernehmlichen Elternentscheidungen: Nach den Befragungen der amerikanischen Trennungseltern und -kinder wird offenbar, dass die Besuchsregelungen, das Kernstück der guten Absichten, völlig unabhängig, ob durch streitige Außenentscheidung oder im guten Einvernehmen festgelegt, offenbar gleichermaßen nicht verhindern konnten, dass die Familien zerfielen, und vor allem der nicht direkt betreuende Elternteil, meist die Väter, ihre angestammte Rolle fast durchweg verloren[4].

Haben Kinder also im Ergebnis doch recht, wenn sie sich den Trennungen ihrer Eltern hartnäckig widersetzen? Dürfen sich Pessimisten bestätigt sehen, wonach Scheidungen den Kindern unvermeidlich Schäden zufügen, weil es danach keine „intakte“ Familie mehr gibt? Alle Versuche, Trennungen „kindgerecht“ zu gestalten, wären damit Irrwege, die viel diskutierten Unterschiede zwischen streitigen Gerichtsentscheidungen und friedlichen Elternvereinbarungen am Ende Marginalien. Bedeutet dies Wasser auf die Mühlen derjenigen, die es schon immer gesagt haben, dass man „allein der Kinder wegen“ zusammen bleibt? Für die Bewahrer des Althergebrachten allerdings geht es wohl auch nicht um die Kinder und ihren Wunsch nach Wahrhaftigkeit und Geborgenheit, sondern um den Erhalt der Institution Ehe, so wie sie als Idealbild einmal entworfen wurde (und wohl nie realistisch war). Nach dieser Auffassung verlassen Eltern, die sich trennen, quasi eine Art Naturzustand, ein Vergehen, das nicht ungestraft bleiben kann. Alle Erfahrungen mit der potenziellen Vielfalt sozialer Formen müssten einen jedoch eines Besseren belehren. Wenn Paare sich trennen, so ist das heute keine Übertretung der sozialen Ordnung mehr, die zwangsläufig böse Folgen haben muss, sondern eine Massenbewegung und möglicherweise der Beginn einer neuen sozialen Ordnung. Bescheidenweise muss man einräumen, dass die angemessene soziale Form dafür noch nicht gefunden ist. Hierüber mag sich wundern, wer mit dem Tempo des Gesetzgebers eine unmittelbare Lenkbarkeit der Verhältnisse fordert.

Die schmerzlose Scheidung

Das Problem ist offenbar nicht rational zu lösen. Von da mag die "Überraschung" herrühren, mit der die amerikanische Untersuchung an die Öffentlichkeit tritt. Sie geht von einem rationalen Ansatz aus - und findet ihre Hypothesen widerlegt. Wäre es nicht genauso gut möglich, dass Eltern mit dem höchst komplexen und anspruchsvollen Programm der Familienauflösungen, -neugründungen und "Einelternfamilien" einfach überfordert sind - und darum nicht mehr ihren Kindern das geben können, was diese eigentlich von ihren Eltern erwarten? Das Ergebnis wäre das gleiche: Kinder wollen durch das künstlich gespannte Netz der Eltern, gleichgültig ob durch gemeinsamen Elternentschluss oder Fremdent-scheidung entstanden, nicht über sich bestimmen lassen. Beides hat etwas Krampfhaftes.

So würde aus ganz anderen Gründen verständlich, warum so augenfällige, vernunftbegründete "Qualitäts"unterschiede wie ein Auseinandergehen der Eltern im bitteren Streit oder im guten Einvernehmen - zumindest nach dem Ergebnis der amerikanischen Untersuchung - sich nicht entscheidend auf das langfristige Wohlbefinden der Kinder und die späteren Familienbeziehungen auswirken. In ihnen

steckt noch der Fehler der rationalen Rechtfertigung, der bemühten Absicht, dass alles gut werden soll, man nur nichts falsch machen darf, also im Grunde vielleicht nichts anderes als das latente schlechte Gewissen über die menschlichen und sozialen Unzulänglichkeiten der Trennung und ihren Nachwirkungen. Darum gilt es die Achillesfersen der modernen Scheidung zu bedecken und zu zeigen, wie stark man ist, wie sehr man alles im Griff, wie wenig einem alles ausmacht, wie gut man mit den neuen Verhältnissen zurecht kommt und wie frei man ist. Wer sich zu offensichtlich verletzt fühlt, wer Schmerzen nicht im vorgesehenen Zeitplan überwindet, der beweist, dass er nicht fit genug ist für ein Alltagsschicksal.

Dass Trennung nicht weh tun darf, wird somit zu einem Axiom für eine erfolgreiche Problembewältigung. Wer keine Schmerzen mehr hat, ist gut angekommen, zeigt, indem die Wunden verheilt sind, dass man am Ziel ist und die „richtige“ Zukunft beginnen kann. Doch ernsthaft verfolgt, verlangt diese Logik von den Scheidungseltern noch mehr: Sie wollen und sollen jetzt auch die besseren Eltern sein. Der gesellschaftliche Zwang, Trennung und Scheidung möglichst rasch und folgenlos zu überwinden, treibt diese in eine Jagd nach Bestätigungen aller Art, die den meisten "einfach" verheirateten Paaren fremd sein dürfte. Geradezu selbstverständlich erwartet man von Geschiedenen einen Spagat zwischen Kindern hier und Kindern dort, die tägliche Demonstration, eine "ganz normale Familie" zu sein, - ganz zu schweigen von den erhöhten finanziellen Anstrengungen, um das aufwendige soziale Gebilde aus Alt- und Neuverpflichtungen am Laufen zu halten und dem - nicht zuletzt von Gerichten - geforderten Konsens in allen Erziehungsfragen. Und sie erwarten es von sich selber. Dass dies den Nährboden für alle Art von Illusionen bildet, muss nicht verwundern. Den Kindern kann dieser Stress nicht verborgen bleiben, doch die Eltern sind so sehr mit sich und den gestellten Aufgaben beschäftigt, dass ihnen Wirklichkeit ihrer Kinder allmählich entgleitet. Auch so ließe sich das Ergebnis der Wallersteinschen Untersuchung interpretieren. Was in der Realität verfehlt wurde, nämlich es für die Kinder gut, d.h. „kindgerecht“ zu machen, muss sich als Glaubenssatz behaupten.

1. Eltern bleiben trotz Trennung und Scheidung

Das erste Paradigma der schmerzlosen Scheidung scheint darum zunächst schlüssig - und dominiert alle weiteren Überlegungen. „Eltern bleiben trotz Scheidung“, - darin könnten sich Eltern- und Kinderinteressen wieder vereinen. Es klingt wie eine Zauberformel, würde es doch das ganze Problem auf einmal lösen. Auf diese Weise ließen sich die schlimmsten Folgen von Trennungen verhindern und vielleicht sogar Wiedergutmachung an den Kindern leisten. Familien- und Scheidungsberater verwenden den Satz darum euphorisch, Mediatoren verkünden ihn als ihre Botschaft, Gerichte appellieren aus Vernunftgründen daran - und die betroffenen Paare sprechen ihn zuversichtlich nach. Es scheint wie das Ei des Kolumbus: Trennung, wenn sie schon sein muss, aber bitte frei von schädlichen Nebenwirkungen! Zugleich mutet es an wie ein trotziges Bekenntnis gegen den Trend der Unbeständigkeit.

Denn eine Realität ist es noch lange nicht. Was so einleuchtend und versöhnlich klingt, bereitet in der Praxis Schwierigkeiten. Zu viele Faktoren spielen in Trennungen hinein, - persönliche, familienhistorische, soziale, gesellschaftliche, ideologische - und die meisten davon befinden sich unter der Wasseroberfläche der sichtbaren Ereignisse. Schön wäre es, das Drama der mit den Trennungen verbundenen Familienauflösungen rational zu ordnen, die erforderlichen Parameter der Vernunft stehen bereit und sind für jedermann/frau einsichtig: Kaum einem Fachmann - und auch nur wenigen Betroffenen - möchte bestreiten, dass es gut und richtig ist, wenn Getrennte und Geschiedene im Interesse ihrer Kinder kooperieren, um gemeinsam für sie das Beste zu finden. Mehr ist es vielleicht nicht, was Elternschaft meint - und doch oft zu viel für Paare, deren Lebenstraum oder -plan zerplatzt ist, die neue Orientierungen suchen und nicht wissen, wie sie mit dem Alten umgehen sollen.

Wie kommt es also, dass es trotz unermüdlicher Expertenarbeit, sei es von Juristen, Psychologen, Therapeuten offenbar keine wesentlichen Fortschritte in der Verarbeitung der Trennungsfolgen bei zerstrittenen Paaren gibt? Wissen und Tun scheinen auseinanderzudriften, gegenüber einem wachsenden Angebot von Beratung, Hilfe und gutem Willen verhält sich das zu lösende menschliche Problem anscheinend resistent: Nach wie vor steht man bisweilen fassungslos vor dem unvermittelten Ausbruch von Emotionen, von Unversöhnlichkeit und „objektiver“ Unvernunft, wenn es um die Regelung von so natürlichen Dingen wie den förderlichen Kontakten der Kinder zu den getrennten Eltern geht, und keine Institution, kein Rat scheint zu helfen. Was heißt es denn genau, Eltern zu sein, aber doch keine „Beziehung“, mehr zu haben? Wie hat man früher Elternschaft ausgeübt, als man noch zusammen lebte? Lässt sich das Vater- und Mutter-sein einfach auf die neue Situation übertragen?

Solange man zusammen war, machte man sich über die Rollen meist wenig Gedanken. Elternschaft muss jetzt erstmals definiert werden. Aber wie soll das gelingen, wenn man nicht mehr richtig miteinander redet, weil das Vertrauen fehlt, Verschiedenheit und Subjektivität nun noch weniger toleriert, sondern statt dessen der Mustervater und die Mustermutter eingefordert werden?

2. Außer der Trennung bleibt alles beim alten

Das zweite Paradigma erscheint weniger schlüssig: „Alles soll so weiter gehen wie bisher“, sagt man beschwichtigend den Kindern, - und auch dem Partner, bei dem die Kinder nun nicht mehr wohnen. „Die Kinder werden ihre Eltern beide weiter haben, die Eltern werden ihre Kinder weiter sehen“, heißt die Parole. „Es wird verschiedene Wohnungen geben, es werden vielleicht ein paar größere Distanzen zu überwinden sein, mehr Kosten, mehr Zeit sind aufzuwenden, aber im Kern wird sich an den Beziehungen nichts ändern“, so lautet meist die beruhigende Erklärung am Anfang einer Trennung.

Der Wunsch, etwas Wesentliches zu ändern und dabei möglichst alles Wesentliche zu erhalten, kann jedoch nicht aufgehen. Denn tatsächlich wird fast alles anders nach einer Scheidung, - und das soll ja auch so sein, folgt man den gehegten Hoffnungen derjenigen, die die Trennung suchten. Das gleiche gilt für das gesamte Familiengefüge. Sich trennen, kann nicht bedeuten, einen Baustein aus dem Haus herauszunehmen und sicher zu sein, dass der Rest so stehen bleibt, wie man ihn braucht. Alles kann zusammenbrechen, alles kann sich verändern. Nur wenn man das einkalkuliert, darf man hoffen, auch das Erhaltenswerte zu erhalten. Das ist es jedoch vermutlich eher nicht, was Scheidungswillige meinen und auf sich nehmen wollen. Sie stellen sich eine Veränderung meist ohne größeres Risiko vor.

Das fügt sich in den herrschenden Zeitgeist, die Dinge leicht zu nehmen und nicht an weitere Folgen denken. Trennung und Scheidung sind in den ideologischen Frieden der bürgerlichen Familie hereingebrochen wie ein überraschender Wetterumschwung, eine plötzliche Kette von Regenschauern. Entsprechend provisorisch, saisonbedingt scheinen die Maßnahmen, die dagegen ergriffen werden. Man schützt sich mit den Mitteln, die gerade zur Verfügung stehen, ohne noch so recht daran zu glauben, dass ein Wechsel der Jahreszeit, wenn nicht gar ein Klimaumschwung stattgefunden hat: Es wird schon alles nicht so schlimm sein, möchte man sich einreden, die Sonne wird schon wieder hinter den Wolken hervorkommen. Nur den Regenschirm aufspannen, einen trockenen, warmen Raum aufsuchen, dann wird der Spuk vorübergehen.

Das etwas saloppe Bild mag angesichts des Ernstes der Lage, wie er im Hinblick auf die längerfristigen Folgen durchaus bemerkt wird, unangemessen erscheinen. Es läßt sich jedoch ohne weiteres belegen. Auch wenn die Ahnungen über die Entwicklung düster gefärbt sind, gar der Eindruck von einer gesellschaftlichen Erosion aufkommt, so tut dies den zerbrochenen Hoffnungen in der Regel keinen Abbruch. Es wird schon alles wieder gut werden, so glaubt man.

3. Die Fortsetzung der "normalen" Familie

Das Ideal der "normalen" Familie lebt nach dem Zerschlagen der alten Familie unvermindert fort, und fast scheint es, als solle jetzt die Normalität für den Verlust der alten Ordnung entschädigen. Die Familie ist tot, es lebe die Familie!, meint man Geschiedene laut vor sich hinsagen zu hören, wenn alles vorbei ist, und sie nun, nach der „falschen“, die „richtige“ Familie suchen. Vorbei sind die Zeiten, da man vom „Tod der Familie“[5] sprach. Nach der Auflösung der Familie folgt nicht etwa der weiße Fleck auf der Landkarte, den es neu zu erforschen gilt, sondern die Nachscheidungsfamilie, Übergangsfamilie, Mehrelternfamilie (Napp-Peters)[6]. Kaum eine Neuprägung, die auf den Zusatz „Familie“ verzichtet, der Begriff „Familie“ taucht nun in immer anderen Zusammensetzungen auf, unabhängig davon, wie unspezifisch die neuen Gebilde auch sein mögen. Vom Umbau der Familie allenfalls, nicht aber von ihrer Auflösung ist die Rede. Familie ist das Vertraute, Gewohnte, darum mag alles "normal" erscheinen, was mit der Suche nach Familie zu tun hat. Die Sehnsucht, das Normale zu sein und zu besitzen, nimmt bisweilen sogar totalitäre Züge an. So berichtet Napp-Peters in ihrer Untersuchung über Scheidungsfamilien von häufig zwanghaften Anstrengungen der Eltern, ein Bild der „Normal“familie aufzubauen - und zwar über alle Grenzen der Erfahrung hinweg. So wird nicht selten ein leiblicher, nicht sorgeberechtigter Elternteil rigoros von der „neuen“ Familie ausgegrenzt, wenn dieser in

das Bild der dort gewünschten Normalität nicht passt. [7]. Auch das neuerdings heftig diskutierte, PAS ("parental alienation syndrom) genannte, Entfremdungssyndrom dürfte letztlich seine Wurzeln im ungestillten Normalitätsanspruch haben: Kinder werden manipuliert, damit sie von sich aus den anderen, außenstehenden Elternteil ablehnen und dies als „ihre eigene Meinung“ vertreten[8].

Mit der Scheidung jedoch ist der Traum von der normalen Familie endgültig ausgeträumt. Die "Normalfamilie" kann nicht wieder erstehen, es sei denn als weitere, größere Illusion.

4. Die Verstärkung der Glaubenssätze durch das Recht

Die Rolle des Rechts kann natürlich nicht die einer gesellschaftlichen Aufklärung sein. Erstaunlicherweise aber liefert gerade das Recht den Glaubenssätzen der schmerzlosen Scheidung andauernde Nahrung und verleiht diesen dadurch einen besonderen Rang. Recht und Scheidungsideologien finden somit in einer festen Allianz zusammen.

Das Familienrecht basiert im Prinzip unverändert auf den Familienidealen des vergangenen Jahrhunderts, wie sie im Bürgerlichen Gesetzbuch verankert wurden. Die Tatsache, dass Scheidungen heute ein Massenphänomen geworden sind, offenbart jedoch, dass diese einst verbürgte gesellschaftliche Realität nicht mehr existiert. Das Familienrecht hat die Tragweite dieser Entwicklung noch nicht zueinde gedacht, ja sie vielleicht noch nicht einmal angefangen zu denken. Wenn z.B. Maßstab für die Bemessung der nachehelichen Unterhaltsansprüche die ehelichen Lebensverhältnisse sind (die natürlich auch die Ansprüche nach oben begrenzen), so mag dies als eine fairneßgebotene Wohltat erscheinen, die in der Loyalität des Eheversprechens begründet liegt. Die Realität der Trennungen erkennt diesen Treuegedanken freilich nicht an, sondern tut ihm im Gegenteil eher als Schwäche und Inkonsequenz ab. Ehe als ein Versprechen auf Zeit, eine Bindung auf jederzeitigen Widerruf, das ist das Gemeinte. Der Begriff der Ehe hat sich dem gelebten Inhalt nach verändert, lediglich auf dem Papier ist er geblieben, was er war. Hieran entzündeten sich die Widersprüche. Was einerseits gesellschaftsfähig und legitim ist, soll in seinen Auswirkungen negiert werden. Man könnte das derzeitige Scheidungsrecht insofern als den insgeheimen Versuch bezeichnen, die Realität der Scheidung über die Behandlung der Trennungsfolgen ungeschehen zu machen.

Es geht nicht darum, die sozialen Errungenschaften des Scheidungsrechts als Irrtum abzuwerten. Aber es ist auf einen weltanschaulichen Widerspruch hinzuweisen, der für andauernde Streitigkeiten und Verwirrung sorgt. Wenn man Scheidung heute als eine gewöhnliche Realität betrachtet, dann muss man auch die Veränderung des Ehebegriffs und der Familienvorstellungen anerkennen. Wenn Ehe danach nur eine Verbindung auf Zeit bedeutet, dann kann das Ziel, nach deren Auflösung ihren materiellen Fortbestand zu sichern, jedenfalls nicht mehr aus dem Begriff der Ehe hergeleitet werden, wie das Recht dies noch tut. An diesem Punkt entstehen nun Konflikte besonderer Art, die durch das Recht selbst noch forciert werden: Durch seinen Anspruch nämlich, als Gesinnungsinstanz zu wirken. Wo denn, so mag sich manche/r Verlassene fragen, fand eine vergleichbare Gesinnungsprüfung an den überkommenen Ehebegriffen statt, als der Partner/die Partnerin beschloß, die Beziehung zu beenden und die Familie aufzulösen? Das - in diesem Punkt vielleicht zu moderne - Zerrüttungsprinzip verbietet es, in die Trennungsgeschichte als solche hineinzuleuchten - und schafft damit zweierlei Maß.

Zerrüttung ist der familienrechtliche Terminus für alles, was dazu führt, dass man eine Ehe für nicht mehr erhaltenswert erachtet. Dahinter verbirgt sich jedoch eine prinzipiell endlose Zahl von unterschiedlichsten Einzelgeschichten, so viele, wie es Trennungen und Scheidungen gibt. Das Wort „Zerrüttung“ ist, schlägt man im Synonymenlexikon nach, neben Begriffen wie „Ruin“ oder „Bankrott“ angesiedelt. Bedenkt man die geläufige Statistik, wonach jede 3. Ehe geschieden wird, dann scheint die Bezeichnung „Bankrott“ für ein millionenfaches Ereignis in einem Bereich, der zu den elementarsten des menschlichen Zusammenlebens gehört, doch ein wenig zu stark, auch wenn sie rechtlich anscheinend genau dies meint. Man hätte es folglich per definitionem mit einer sozialen Katastrophe ungeheuren Ausmaßes zu tun. Liegt da nicht bereits ein grundlegender Widerspruch zwischen rechtlicher und persönlicher Wahrnehmung? Wer Paare, die sich trennen wollen oder getrennt haben, nach ihren Gründen fragt, erhält oft zunächst nicht mehr als die dürre Auskunft: „Es geht nicht, es ging nicht mehr!“, - millionenfacher Seufzer, massenhafte Klage, vielstimmiger Ruf vielleicht auch nach Freiheit und „etwas Besserem“. Muss man das pauschal als Bankrott bezeichnen, hat hier die einzig mögliche Konsequenz zu lauten: Auflösung der „Firma“ Familie und Verteilung der Güter durch den Konkursverwalter (=Anwalt)? Fast scheint es, dass die durch das Recht geschaffene Sicht eine hypnotische Wir-

kung auf die betroffenen Paare hat: Kaum eine Trennung/Scheidung, die nicht mit einem mehr oder minder massiven Gefühl des Versagens verbunden ist. Und viele, die am idealisierten Ehebild gescheitert sind, halten sich deswegen für weniger wertvolle Menschen.

Das ist der Stoff, aus dem das moderne Drama der Scheidungen gemacht ist. Es gibt da eine persönliche, sozusagen natürliche Tragik, und es gibt ein durch umgebende Vorstellungen, gesellschaftliche und rechtliche Umstände geschaffene sozusagen definitorische Tragik. Die letztere bildet den Rahmen für die erste und reduziert die Perspektive auf die meist juristischen Fragen, das zerbrochene Geschirr zu sortieren und zuzuteilen: Was hat einer zu bekommen?, was hat einer zu zahlen?, wie lange?, wie oft? Indem diese Fragen an einen negativen Vorgang der Vergangenheit ("die Ehe ist gescheitert") anknüpfen, nehmen sie etwas statisch Unabänderliches als Grundlage für die Zukunft, die sie damit zugleich auch fixieren. Diese Sicht der Dinge mündet zwangsläufig in die Zumessung von Schuld und Wiedergutmachung, - Kriterien, die mit der Scheidungsreform vor über 20 Jahren eigentlich abgeschafft sein sollten. Verständlich ist das nicht, weder nach dem Reformgedanken des Gesetzes, der dem Blick in das Innenleben der Betroffenen eigentlich abgeschworen hat, noch offenbar nach dem persönlichen Erleben der Beteiligten: Danach ist Scheidung zwar ein Schicksal, für das man letztlich niemand verantwortlich machen kann, vor allem aber steht dahinter immer eine ganz individuelle Geschichte mit sich kontinuierlich wandelnder Bedeutung. Die innere Geschichte steht mit der Geschichte, die das Recht - in bester Absicht vielleicht - darum herum schreibt, oft in krassem Widerspruch. Das ist das, was als "Scheidungsunrecht", oder in weniger drastischen Fällen als "Zukunftsbremse" empfunden wird.

II.

Was wollen Paare, die sich trennen?

Vom Standpunkt der Vernunft aus erscheint das Verhalten vieler Paare im Zusammenhang mit Trennungen und Neugründungen von Familien ungereimt und bisweilen unerklärlich. Das Recht mag hier nicht immer als Entschuldigung dienen, zumal auch das Recht ja nur reflektiert, was die Meinung vieler ist. Dennoch gibt es das Phänomen der persönlichen Geschichte, die sich mit nichts in Einklang bringen lässt, was nach außen hin abläuft und auch von den Betroffenen selber mit in Gang gesetzt wird. Es sind die unendlichen Geschichten der Mißverständnisse.

1. Die subjektive Wahrnehmung

Arbeitet man mit Trennungs-Paaren - einzeln oder zusammen - an einer Lösung ihrer Probleme, so bekommt man zunächst gewöhnlich ihre Geschichte zu hören: Wie enttäuschend, gemein, rücksichtslos, verletzend usw. der/die Partner/In war, illustriert an einzelnen Begebenheiten, die wie in Stein gemeißelt verkündet werden. Als Fachmann, sei es als Jurist oder Psychologe wartet man mit professioneller Geduld das Ende der Erzählung ab und filtert das Notwendige für die zu ergreifenden Maßnahmen heraus. Die persönliche Geschichte bildet dabei nur den Hintergrund für eine mehr oder weniger differenzierte Standardlösung des Problems Trennung/Scheidung, wie Fachleute es sehen. Sie ignoriert das Einmalige, Subjektive der Geschichte, oder verwendet es nur als Aufhänger für etwas anderes, nämlich das vermutlich „objektiv richtige“ Ergebnis. Dieses ist vor allem Ziel juristischer Lösungen, was in der Rechtsprechung allmählich zu einer fast unübersehbaren Kasuistik geführt hat, von der Zersplitterung der Rechtsmeinungen und dem damit verbundenen fragwürdigen Zuwachs der Expertenmacht ganz zu schweigen.

Immer wieder kollidiert das Gefundene jedoch mit der subjektiven Wahrnehmung der Betroffenen. Ihre Geschichten und inneren Diskussionen, die sich um das Trennungsgeschehen ranken, schwanken in ihrer Interpretation je nach dem Stand der persönlichen Verarbeitung, lassen Regelungen gelingen oder scheitern und machen aufwendige Reparaturen erforderlich. Selten stellt die fixierte Lösung ei-

nen stabilen oder sich selbst regulierenden Dauerzustand her, statt dessen schaffen viele Lösungen neue Probleme.

Wenn Paare ihre Geschichten erzählen, spielt die Objektivität der Fakten meist keine entscheidende Rolle. Es geht ihnen vielmehr um die Mitteilung ihrer persönlichen Sicht. Nicht um den Zuhörer in die Irre zu führen, sondern weil der persönlichen Sicht ein viel höherer Grad an Wahrheit innezuwohnen zu scheint als dem „objektiven Tatbestand“, den es vom Standpunkt zerstrittener Paare aus eigentlich gar nicht gibt. Man könnte dies damit erklären, dass unterschiedliche Wahrnehmungen im emotionalen Konflikt sich nach gewöhnlichem Verständnis ausschließen. Etwa: Beide Partner fühlen sich als Opfer. Oder beide glauben, der andere ist schuld. Oder jeder ist überzeugt, nur der andere habe die Macht, etwas zu ändern. Beides zugleich kann aus der Perspektive der Betroffenen nicht sein, auch etwas Mittleres zwischen beiden Sichtweisen scheint nicht denkbar. Man könnte sich hierzu auch auf die sog. Systemtheorie berufen, wonach Paare ein System bilden, deren Realität sich auf die Wechselbezüglichkeit gründet, etwa im Sinne eines der Klassiker der deutschen systemischen Therapie von Helm Stierlin: „Das Tun des Einen, ist das Tun des Anderen“ [9]. Eine Auflösung des Konfliktes in einen objektiven Tatbestand, wie Juristen das versuchen, muss danach schon vom Ansatz her aussichtslos erscheinen.

2. Die Trennungslegende

Subjektivität ist darum für die Trennungs- und Scheidungserfahrung der entscheidende Punkt. In ihr liegt der Keim für alle zukünftige Entwicklung, quasi wie in einem biologischen Programm gespeichert. Die Enttäuschung über den/die Partner/In nach dem Zerbrechen der Beziehung beschreibt nur die Kehrseite der Ideale, die man von sich, dem anderen Menschen vor oder während dem Zusammenleben hatte, und erhält sie so aufrecht. Die Trennungsgeschichte ist eine Metapher für die persönlichen Ideale und den Glauben an die eigenen Fähigkeiten. Man kann sie darum auch als die Trennungslegende bezeichnen, sofern man das Wort Legende nicht abschätzig, sondern in seiner ursprünglichen Bedeutung gebraucht: Legenden als Geschichten, in denen gültige Werte verschlüsselt erzählt werden, um diese in bildhafter Form lebendig zu erhalten. Auf den Wahrheitsgehalt der Erzählung kommt es nicht an.

Versucht man nun Paaren, in der Absicht, die Wahrheit ans Licht zu fördern, ihre Trennungslegende auszureden, erreicht man nichts. Genauso wenig, wenn man diese bloß wörtlich nimmt. Andererseits kommt man an ihrer Geschichte nicht vorbei. Man muss sie zu lesen verstehen. Solange die Geschichte nicht verstanden ist, sei es von einem Zuhörer, sei es vom Erzähler selbst, wird sie sich nicht verändern, sondern sich verfestigen zu einem Menetekel.

Das Entschlüsseln der Geschichte und das Bemühen um ihre Deutung hat weder mit Psychologie im engeren Sinne, noch gar mit Psychoanalyse oder Therapie etwas zu tun, sondern muss als rationales Mittel zur Klärung des Sachverhaltes verstanden werden. Wenn Paare sich trennen, vielmehr noch: wenn sie diesen Gedanken haben, ist das in aller Regel zunächst kein besonderes Mysterium, sondern eine natürliche Reaktion auf eine ausweglos empfundene zwischenmenschliche Situation. Trennung - und auch das sie begleitende Leiden - gibt als solches keinen Anlaß zum therapeutischen Eingreifen mit dem Ziel, etwas zu korrigieren. Trennung ist also ursprünglich nichts Krankhaftes, das einer Hilfe bedürfte, sondern in ihrem Ansatz eher etwas Gesundes, als sie auf den Impuls zurückgeht, etwas zu ändern, zu verbessern und vor allem: selbst zu handeln, um die eigene Autonomie wiederzugewinnen.

Das Paradoxe an den Trennungsideen ist: Je weniger sie sich artikulieren und ihre tiefere Bedeutung erfahren dürfen, um so mehr drängen sie nach Realisierung. Genau dies führt nach vollzogener Trennung ja auch zur Legendenbildung. Gäbe es eine Diskussion darüber, welche Probleme und menschlichen Schwierigkeiten das Gefühl der Unerträglichkeit ausgelöst haben, wäre die letzte Konsequenz oft wohl entbehrlich. Doch viele Tabus, gesellschaftliche Konventionen und Illusionen verhindern dies: Das Postulat der äußeren Treue, der Wunsch nach Harmonie und Konfliktlosigkeit, der Anspruch, nichts nach außen dringen zu lassen und Gefühle nicht auszudrücken, die moderne Utopie von schnellen und schmerzlosen Antworten auf alles, was wehtun könnte, - um nur einige zu nennen. Die Motive der Trennungsgedanken müssen sich verstecken, weil sie nicht in das Bild der zeitgemäßen, flurbereinigten Landschaft passen, obwohl sie doch untrennbarer Teil davon sind, - und so bleibt oft nur der Ausweg, sie in die Realität umzusetzen, anstatt sie zu offenbaren. Und gerade das sind wohl die Fälle, die in endlosen Streitigkeiten und Verbitterung enden, Fachleute aller Zünfte beschäftigt

und Kinder für ihr Leben schädigen. Indem die Streitenden den kleineren Schmerz vermeiden, rufen sie den größeren herbei.

3. Warum die Trennung von Paar- und Elternebene (noch) eine Utopie ist

Die Idee ist auf dem Reißbrett entstanden, das macht sie attraktiv: Alles Störende der partnerschaftlichen Beziehung wird beseitigt, und die geläuterten Streitparteien sind so wahrhaft frei für die verbliebene Aufgabe, Eltern zu sein... Zweifellos gibt es Paare, denen es gelingt, ihren Streit endgültig zu begraben und sich auf das zu besinnen, was notwendig ist, um es sodann in innerer Freiheit umzusetzen. Das Gros der Scheidungspaare, die im Streit auseinandergingen, erreicht dieses Ziel jedoch nicht. Warum nicht? Wenn es wahr ist, dass eine Trennungslegende, die nicht aufgelöst wurde, sich gegen alle bloß darüber gelegten Lösungen auflehnt, dann wird auch der Vorsatz, die Elternschaft konfliktfrei zu gestalten, nicht einzuhalten sein. Auch Eltern haben eine Beziehung zueinander - und nicht nur einen indirekten Umgang über das/die Kind/er. Gibt es ein Beziehungsmuster aus der Paargeschichte, dann wird sich das in aller Regel in der Elternbeziehung fortsetzen, auch wenn die Vernunft etwas anderes gebietet. Kinder verkörpern die Emotionen in einer Beziehung. Darum ist es naheliegend, dass gerade über die Kinder alte Konfliktmuster wieder aufleben.

Ein Ausweg wäre zu sagen: die Elternbeziehung ist in Wahrheit keine Paarbeziehung, die nach dem systemischen Modell der Wechselbezüglichkeit funktioniert, sondern eine Art vertragliches Miteinander zur Erfüllung einer sachlich beschränkten Aufgabe, nämlich der Elternschaft. Eltern als Funktionsträger, mehr nicht. Für Kinder mag dies besser sein als Eltern, die sich ständig streiten. Doch das wäre noch die Frage. Hinter der „Funktionslösung“, wenn diese tatsächlich gemeint ist, steht womöglich wiederum die Idee nach Konfliktfreiheit um (fast) jeden Preis, nach Schmerzfreiheit trotz tatsächlicher Schmerzen, nach Unterdrückung der Gefühle, - was nicht Reife bedeutet. Und in diesem Fall wäre die Lösung des Problems identisch mit seiner Ursache: Kindern wird etwas vorgemacht, was es so gar nicht gibt, zumindest nicht in den Personen, die es darstellen. Kindern würde ein Widerspruch eingepflanzt, auf den sie selber im späteren Leben womöglich mit Wiederholung reagieren, nämlich mit Trennung, Scheidung aus Mangel an Mut zur kooperativen Offenheit. Die bisherigen Statistiken belegen, dass Trennungskinder überproportional wieder Trennungs- und Scheidungsschicksale erleiden.

Anspruch und Wirklichkeit klaffen also noch auseinander. Diejenigen, denen es gelungen ist, ihre Beziehung für das Ziel der gemeinsamen Elternschaft neu zu definieren - und nur darum kann es schließlich gehen - haben meist einen außerordentlich mühsamen Weg hinter sich, voll unkonventioneller Ideen und Versuche, Neues zu finden, voller Mut auch, gegen herrschende Strömungen zu schwimmen. Diejenigen aber, denen es nicht sogleich gelingt, mögen sich erneut als Versager fühlen, dass sie einem scheinbar so einfachen, menschlichen und moralischem Anspruch nicht genügen.

III.

Die Rolle der Institutionen und Helfer

Die Experten im Bereich familiärer Auseinandersetzungen, gleich welcher Disziplin sie angehören, haben vor allem eins im Sinn: den Betroffenen zu helfen, gute und vernünftige Lösungen zu finden und diese zu etwas Tragfähigem, Dauerhaftem umzusetzen. Das heißt, dass Fachleute in unterschiedlichem Grad auch damit beschäftigt sind, Verantwortung zu übernehmen, im Falle der Mediation allerdings damit, bei den Beteiligten die Bereitschaft zur Selbstverantwortung zu wecken.

Dazu gibt es für die einzelnen Bereiche klare Aufgabenteilungen, die es in aller Regel verhindern, einen Auftrag nach den Umständen neu zu bestimmen. Ein Richter muss entscheiden, auch wenn er im Einzelfall davon überzeugt ist, dass es besser wäre, die Parteien würden sich selbst einigen. Ein Anwalt ist Parteivertreter, auch wenn er sich gut in die andere Seite hineinversetzen kann und ihm die Parteilichkeit im Einzelfall hinderlich erscheint. Ein Berater der Allgemeinen Sozialen Dienste muss beraten, auch wenn er im Einzelfall das Gefühl hat, die Ratsuchenden damit nicht genügend zu motivieren, selbst zu suchen. Mediatoren schließlich dürfen auf das Ergebnis nicht einwirken, auch wenn

sie das Gefühl haben, dass die Parteien lediglich aus wirtschaftlichen oder zeitlichen Zwängen nicht zu einer eigenen Lösung kommen – und dann möglicherweise die Mediation abbrechen.

1. Wie kann man Interdisziplinarität praktizieren?

Interdisziplinarität bedeutet praktische Kooperation unter den Experten. Experten neigen dazu, die Bereiche ihres Fachs auszuweiten, anstatt sie zu begrenzen. Verbunden damit entwickeln sich Monopol- und/oder Konkurrenzdenken. Dies kann den interdisziplinären Gedanken unterminieren. Als erstes gilt es darum für die Fachdisziplinen, die Grenzen der Möglichkeiten zu erkennen und sie nach außen deutlich zu machen. Vor allem Juristen und Psychologen müssen im Familienrecht zusammenarbeiten mit dem Ziel einer gegenseitigen Durchdringung der Fachgebiete. Mit gelegentlichen Kontakten, dem Austausch von Informationen und der wechselseitigen Delegation von Fällen kann es nicht getan sein. Die Grenzen zu den Nachbardisziplinen hin müssen durchlässiger werden. Behauptete Zuständigkeiten dürfen nicht tabuisiert werden. Genauso wenig, wie es den reinen Rechtsfall gibt, gibt es den reinen therapeutischen oder psychologischen Fall. Wer immer Rat und Hilfe in Familienangelegenheiten sucht, muss die Chance eines sachgerechten Umgangs mit seinem Problem erhalten, unabhängig davon, wohin er sich zunächst gewandt hat.

Die Professionen dürfen nicht den Blick für das verlieren, was wirklich geschieht. Wenn das Recht nicht mehr greift, greift „mehr Recht“ meist noch weniger. Nicht die Betroffenen müssen zu den Experten hinaufsteigen, sondern die Experten müssen sich zu den Betroffenen herabgeben. Schließlich, aber nicht zuletzt, müssen die Vertreter der Professionen verstehen lernen, was die Klienten (oder Kläger) wirklich wollen, auch verschlüsselte Aufträge deuten können, und nicht sich ihre Arbeit im Äußeren erschöpfen lassen. Nicht die gute Arbeit als solches gilt es auszustellen, sondern das, was sie bei der Partei, beim Mandanten, beim Patienten am Ende bewirkt. Wer sich als Vermittler von objektiven Werten – wie etwa dem Recht - versteht, muss eine Wahrnehmung dafür entwickeln, ob diese Werte mit den persönlichen, subjektiven Werten der Betroffenen übereinstimmen.

2. Mediation

Mediation bietet in dieser Situation der noch nicht eingelösten und manchmal erdrückenden Utopien die Chance, die vorhandenen Ressourcen unvoreingenommen zu fördern und zu gestalten. Das unterscheidet Mediation grundlegend von allen anderen professionellen Ansätzen. Die Gefahr des Irrtums, der Bevormundung und der Ideologisierung ist darum bei richtiger Anwendung dieser Methode gering. Das macht sie zeitgemäß und effektiv. Denn das von ihr vermittelte Prinzip der Selbstregulierung erscheint als geradezu logische Antwort auf die derzeitige rapide Vermehrung und Komplizierung von Konflikten und das allgegenwärtige Gefühl der Überforderung. Zugleich sorgt Mediation für eine Demokratisierung der Konflikte, indem sie die traditionelle Hierarchie zwischen Problemträgern und Problemlösern aufhebt: In der Mediation stehen Parteien und Mediatoren auf einer Stufe. Die Parteien sind selbst die „Experten für die Lösung“, der Mediator liefert nur den Rahmen. Die Methode ist „ressourcenorientiert“, d.h. sie hilft die eigenen Quellen zur Konfliktbewältigung zu erschließen und zu nutzen in der Überzeugung, dass diese in jedem bereits vorhanden sind. Und diese Quellen sind im Grunde unbegrenzt. Sie erfordern zudem kein Universitäts- sondern nur ein Selbststudium.

Die Vorteile der Mediation liegen im wesentlichen darin, dass ihre Lösungen das Ergebnis der Bemühungen der Parteien selbst sind, diese also über die Streitleistung die Herrschaft und die Verantwortung für die Sache übernehmen. Dieses Bestreben, die Probleme zur Lösung an ihren Entstehungsort zurückzubringen, wird neuerdings gern mit dem Schlagwort „Deregulierung“ umschrieben, - dem Gegenbegriff zur „Überregulierung“, die man auch als Ursache der Komplizierung der Dinge betrachten kann, wie sie die Gesellschaft heute lähmen. Doch auch die Mediation braucht – wie die gesellschaftlichen Entwicklungen, auf die sie reagiert – Zeit zum Reifen. Im übrigen wird sie häufig mit den Maßstäben der konventionellen Konfliktlösungsangebote gemessen. Hierauf baut eine Erwartungs-, und folglich wieder Anspruchshaltung auf, die es der Mediation schwer machen, ohne Verrat an den eignen Prinzipien erfolgreich zu sein. Mediation verlangt sehr viel von den Beteiligten, indem es ihnen die Hauptarbeit für die Lösung der Konflikte überträgt - und sie steht damit in Konkurrenz zu den meisten "leichteren" Wegen. Für viele ist das ungewohnt, für manche unannehmbar. Der Erfolg der Mediation hängt davon ab, inwieweit die Beteiligten eines Konflikts diese Voraussetzungen anerkennen und

Arbeit daran für sinnvoll halten. Die Mediatoren können auf diese Bereitschaft kaum einwirken und sie, wenn sie fehlt, nicht ersetzen. Eine Werbung für Mediation im üblichen Sinn erscheint nicht möglich, weil der Erfolg letztlich die Leistung der Klienten ist. Darum ist die Mediation auf eine indirekte oder gar umgekehrte Form der „Beweisführung“ angewiesen: Erst kommt der Mut, das Andere zu wagen, dann erst folgt mit der Erfahrung auch die Erklärung für den Erfolg.

Denkbar wäre freilich auch, den Gedanken zur Selbstverantwortung und Kooperation unter den Konfliktparteien in die herkömmlichen Disziplinen einzuführen. In diesem Fall würde der Mediation nur eine Vorreiterrolle zukommen. Auch dies wäre schon ein großer Gewinn.

IV.

Fazit

Das Dilemma der Scheidungspaare – und damit auch ihrer Kinder – ist, dass sie als Eltern Vorbilder abgeben wollen, deren Inhalte sie selbst noch nicht erfahren, geschweige denn gelebt haben. Während die Kinder auf dem Boden der Tatsachen stehen und sofort spüren, wenn die Wirklichkeit eine andere ist, als ihnen gesagt wird, verlieren die Eltern im Stress der komplexen und zum Teil widerstreitenden Ansprüche leicht ihre feste Grundlage. Daher kommt es, dass Untersuchungen regelmäßig grundverschiedene Wahrnehmungen zwischen Eltern und ihren Kindern zutage fördern – und Ratlosigkeit auslösen. Zudem befinden sich Trennungspaare auch in einem gesellschaftlichen Dilemma. Während Trennungen einerseits als banale Alltagsereignisse gehandelt werden, kapituliert die Gesellschaft andererseits vor ihren Folgen mit einer geradezu verblüffenden Verständnislosigkeit. Tatsächlich ist die Aufgabe, die Paare sich in dieser Lage stellen, fast so vetrackt wie die Quadratur des Kreises: Wie können sie nach der Trennung anders sein, und dennoch die gleichen bleiben? Dies mag eine philosophische Frage sein, aber Trennungen sind offensichtlich auch kein Alltagsproblem.

Die scheinbar gültige Antwort der Fachbranche, Eltern- und Paarebene zu trennen, befriedigt da nicht, denn sie richtet sich an die bloße Vernunft. Dort aber spielen sich die meisten Konflikte nicht ab. Es heißt also, einen Widerspruch zu verarbeiten, vermutlich mit ihm zu leben. Die perfekte, endgültige Lösung, wie sie vielleicht vom Recht erhofft und versprochen wird, ist darum nicht zu erwarten, sie erscheint sogar nicht einmal wünschenswert. Denn sie würde dem Versuch gleichkommen, Dinge zu glätten, die ihrer Natur nach nicht glatt sind. Kinder könnten das bestätigen: Sie brauchen anwesende Eltern, nicht die abstrakte Idee von Eltern. Haben sich die Eltern getrennt, ist ein Elternteil überwiegend meist nicht anwesend, was von den Theoretikern der Sozialgestaltung nur allzu gern übersehen wird. Darum schadet es nicht, wenn das Problem noch sichtbar bleibt, und es auch Eltern (nicht nur Kindern) weiterhin zumindest ein paar Kopfschmerzen bereitet.

Trennung und Scheidung sind per se keine Katastrophe, sie sind vor allem kein Bankrott. Sie werden es jedoch leicht unter gesellschaftlichen Umständen, wenn standardisierte Reaktionsmuster persönlichen Mut und Phantasie verdrängen. Unterstellt man, dass das Zeitphänomen Trennung und Scheidung nicht zuletzt ein Ausdruck der Suche nach neuen Formen ist, nach mehr Freiheit und Selbstbestimmung, dann macht es wenig Sinn, darauf mit Leitbildern von vorgestern zu antworten. Die Folge ist eine Flucht in Illusionen, die vor allem die Kinder zu spüren bekommen, weil eine natürliche Kommunikation darüber nicht stattfinden kann. Eltern erscheinen dann als diejenigen, die sich um ihr eigenes Wohl zuerst kümmern, während die Kinder ihnen nur zu folgen haben. Wenn Kinder erst 25 Jahre nach der Scheidung befragt werden, was sie sich in dieser Situation wünschen - bzw. ihre Antworten darauf erst eine Generation später ernst genommen werden, dann wird das "Kindeswohl" noch lange eine Kopfgeburt der Erwachsenen bleiben.

Eltern müssen lernen zu verstehen, dass Trennungen mehr bedeuten als nur ein singuläres Alltagschicksal, dass die adaptierten Leitbilder nicht mehr passen, und dass die angebotenen Hilfen die Probleme überwiegend nur verlagern oder aufschieben. Eltern, die sich trennen, müssen sich Zeit nehmen und lernen, sich selber zu verstehen. Dann werden sie weniger anfällig sein für Einflüsterungen aller Richtungen, die ihnen sagen wollen, was sie zu tun und zu lassen haben, und sie werden herausfinden, dass sie keine Versager sind, wenn sie es in der Ehe nicht mehr aushielten, - oder auch verlassen wurden. Und dass sie es sich keineswegs nur einfach machten, wenn sie die Flucht ergriffen, oder sich geschlagen gaben, sondern dass es um wichtigere Ziele ging und geht. Dann werden

sie umgekehrt aber vielleicht auch erkennen, dass sie sich mit der Trennung eine gigantische Aufgabe aufgeladen haben (oder sie ihnen aufgeladen wurde), die sie, wenn sie sie gut lösen wollen, nicht delegieren können, weil es um ihren höchstpersönlichen Weg geht.

Dann werden sie über ihre Ziele und Wünsche vielleicht folgendes sagen:

Wir wollen die Freiheit haben, jederzeit zu prüfen, ob unsere Beziehung noch das darstellt, wofür wir sie eingegangen sind. Wir stellen uns Ehe nicht als bloßes Versorgungsinstitut oder Lebensversicherung vor. Wir bekennen uns zur gegenseitigen Wachsamkeit und Aufmerksamkeit im Sinne einer beiderseitigen emotionalen Ehrlichkeit und Rücksichtnahme. Wir sind uns darüber im klaren, dass eine solche Auffassung gegenüber dem traditionellen Verständnis von Ehe ein höheres Maß an Unsicherheit enthält, aber wir sind bereit, das auf uns zu nehmen. Wir wünschen uns dafür vor allem ein Mehr an Wahrhaftigkeit und einem Austausch von Emotionen.

Ein solches Bekenntnis, rechtzeitig geäußert und befolgt, wäre vielleicht sogar geeignet, manche Scheidung auf einfache Weise zu verhindern. Wenn für Konfliktsituationen nur ein Schwarz-Weiß-Programm zur Verfügung steht, wenn Gesellschaft, Freunde, Helfer und das Recht prinzipiell durcheinander reden und für Verwirrung anstatt Klärung sorgen, wenn die eigentlichen Gründe für Ehescheidungen weiterhin eine Existenz im Untergrund fristen müssen, dann gäbe es tatsächlich kaum eine andere Möglichkeit als sich zu unterwerfen oder zu fliehen. Scheidungen wären dann der Tribut an eine ausschließlich egozentrische Vielfalt.

Vermutlich aber ist das eher die zeittypische Verpackung einer noch nicht ganz entfalteten Entwicklung. So gesehen würde die Auflösung der Familienverbände im klassischen Sinn keineswegs eine Flucht in die Unverbindlichkeit bedeuten, sondern könnte Vorbote für etwas völlig Neues sein, nämlich eine Abkehr vom patriarchalischen Begriff der Familie als "einem Netzwerk von Besitztümern" und die Hinwendung zum mehr von Emotionen geprägten "matristischen" Prinzip, wie der chilenische Evolutionsbiologe und Philosoph Humberto Maturana dies formuliert^[10]. Ziel wäre, anstatt auf eine von Hierarchien, Macht, Kampf und Aneignung beherrschte Gesellschaft zu setzen, eine Welt anzustreben, die emotionale Werte und den Sinn für allgemeine Lebenszusammenhänge in ihren Mittelpunkt stellt.^[11]

Dies ist gewissermaßen die idealistische Seite. Denn bislang bestehen die Ideen der Freiheit und einer Trennung in Freiheit zu einem erheblichen Teil aus Visionen, die noch nicht verwirklicht sind. Wie die neue Freiheit einmal aussehen soll, hat sich in gesellschaftlich gültiger Form noch nicht konkretisiert. Und daraus folgt das praktische Problem: Selbstverständlich sind die Folgen einer Trennung mit Visionen nicht aufzuwiegen, vor allem, wenn sich diese nicht erfüllen, oder nur einer der Partner sie hat. Die grundsätzliche Frage aber ist zu stellen, ob die Werte Selbstbestimmung, emotionale Offenheit und Wahrhaftigkeit nicht in natürlicher Konkurrenz zu den Werten von materieller Sicherheit, Vorhersehbarkeit und Risikofreiheit stehen und sich darum - zumindest zeitweise - ausschließen. Viele Paare haben sich diese Frage wohl insgeheim schon gestellt, aber keine Antwort gefunden, - vielleicht weil sie ihnen von anderen vorzeitig abgenommen wurde.

[1] FamRZ 01/65 ff

[2] Judith Wallerstein, Sandra Blakeslee "Gewinner und Verlierer- Frauen, Männer, Kinder nach der Scheidung", München 1989

[3] FamRZ, aaO, S. 66

[4] aaO, S. 72,73

[5] David Cooper, „Der Tod der Familie“, Rowohlt, 1972

[6] Anneke Napp-Peters, Familien nach der Scheidung, 1997

[7] Anneke Napp-Peters, aaO, S. 61 ff.

[8] Kodjoe/Koepfel, "Der Amtsvormund" 98/20ff

[9] Helm Stierlin: „Das Tun des Einen ist das Tun des Anderen“ Eine Dynamik menschlicher Beziehungen, Suhrkamp 1971

[10] Humberto Maturana "Was ist erkennen?", S. 130 Goldmann 2001

[11] ausführlich hierzu: Humberto Maturana und Gerda Verden-Zöllner: Liebe und Spiel. Die vergessenen Grundlagen des Menschseins, Auer 1993